

ERINNERUNGEN, AUS DEM DUNKEL GESCHNITTEN

Armin Müller zum 65. Geburtstag

Günter Gerstmann

Vor wenigen Jahren, kurz vor der Wende, brachte der Greifenverlag Rudolstadt ein Tagebuch unter dem Titel „Ich sag dir den Sommer ins Ohr“ heraus; Aufzeichnungen, die am 1. Januar beginnen und am 31. Dezember schließen. Ganz in der klassischen Tagebuchform, was die zeitliche Zäsur betrifft. Man denkt dabei an das berühmte Tagebuch von 1950 „Auf andere Art so große Hoffnung“ von Johannes R. Becher.

Hier aber ist die Rede von Armin Müller, dem Weimarer Schriftsteller. Am 25. Oktober begeht er seinen 65. Geburtstag. Sein Tagebuch, in nichts vergleichbar mit seinem vielgestaltigen, umfangreichen Werk an Erzählungen, Romanen, Lyrik vor allem, aber auch Schauspiele, Fernseh- und Rundfunkdramatik, atmet das Credo der Bilanz; einer Rechenschaftslegung, einer harten Selbstbefragung: „Die Blicke geh'n eher zurück als nach vorn; das Stück Vergangenheit ... ist größer als das Stück Zukunft.“

In diesem Bekenntnisbuch taucht die Frage auf, was von seinem Werk wohl blieb und einige Titel werden dafür prüfend erwogen. So einige Erzählungen. Auch: „Auf weißen Pferden“ und: „Der Puppenkönig“. Später vielleicht nur das eine: „Der Puppenkönig“. Ganz hart und kritisch, fast eine Selbstverleugnung. Schon früh wird das kritische Reflektieren gegenüber den eigenen poetischen Bemühungen erkennbar, Überlegungen, was Poesie vermag und was nicht: womöglich nur dort uns zu treffen, an jenem „einsamen Ort“, wo sie wirklich in die Tiefe zielt. „Denn das kann Literatur bewirken: Ergriffenheit vor dem verletzlichen Leben, Nachdenken über uns selber.“

Armin Müller, am 25. Oktober 1928 in Schweidnitz in Niederschlesien - dem heutigen Swidnice - geboren, seit 1945 in Weimar ansässig, gehört zu den „Überlebenszeugen. Die vaterländische Geschichte hat in sein Leben sehr früh lebensgefährlich hineingespielt“. So Wulf Kirsten in der Laudatio auf seinen Schriftstellerkollegen zur Verleihung des Johannes-R.-Becher-Preises 1987. Da war nämlich noch das Kriegserlebnis, als der junge Armin Müller als Sechzehnjähriger zum „Volkssturm“ gerufen wurde; danach: Die Vertreibung aus der Heimat, die mehr war als die später immer wieder heruntergespielte „Umsiedlung“. Es war der Verlust von Ursprüngen, von den frühesten Tränken, auch von der Sprache und dem Raum, der mehr ist als ein geographisches Gebilde. Dafür liefert der Gedichtband „Reise nach S.“, die Summe mehrerer Reisen nach Schweidnitz, nach Schlesien, einen nachhaltigen Beleg. Eine Auseinandersetzung des Autors auch mit der inzwischen neuen Wirklichkeit in S.; jener, die geprägt ist von den dort wohnenden polnischen Menschen. Das Thema hat Armin Müller immer wieder beschäftigt, es wurde verdrängt, die zeitpolitischen Umstände ließen eine tiefgreifende Gestaltung nicht zu.

Ebenfalls vor der Wende kam sein wohl bedeutendster Roman im Greifenverlag heraus, der ein ungewöhnliches Echo auslöste: „Der Puppenkönig und ich“. „Ich habe zu diesem Roman mehr Leserpost bekommen als zu allen meinen anderen Büchern zusammen.“ Zum erstenmal in der Literatur unseres Landes hatte ein Schriftsteller den tragischen Aspekt des Verlustes von Heimat in den Mittelpunkt eines Buches gerückt. Viele **der** Briefschreiber gaben sich als Betroffene im engeren Sinne zu erkennen. Niemand, so heißt es im „Puppenkönig“, kann vor sich selber fliehen. „Die Erinnerung läßt sich nicht streichen. Jeder kommt irgendwoher. Daran muß er festhalten. Sonst kriegt er keine Luft.“

In einem viel tieferen Sinne reflektiert diese Einsicht das gesamte Werk Armin Müllers - eine Art „Balance zwischen Realität und Phantasie“. Der stürmische poetische Aufbruch Müllers, gefördert in Franz Hammers „Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren“ - 1947 in Weimar gegründet, der ersten dieser Art im Nachkriegsdeutschland, schloß bald kritisch fragende Erkundungen und Bemühungen ein, die Welt in ihrer gesamten realen, aber auch in ihrer phantastischen Existenz zu erfassen. „Auf einmal erleben wir Verwandlungen wie in unseren Träumen. Unsere Gedanken fliegen. Räume entstehen. Räume für Phantasie, Spielraum. Und es beginnt so etwas wie Freiheit.“

Neue Einsichten, aus gewachsenen Erfahrungen, die zu neuen Erkenntnissen führen, verbunden - oder entscheidend auch gefördert - durch lebensbedrohende Umstände, tiefe existentielle Krisen: Mit der blitzhaften Einkehr zu sich selbst, dem Zu-sich-selber-kommen - und damit zu einer neuen literarischen Daseinsweise. So in der „wiedergewonnenen eigenen Handschrift“, die sich in der Erzählung „Meine verschiedenen Leben“ zeigt und die Fortsetzung findet in solchen Werken wie „Der Magdalenenbaum“, der Geschichte einer einfachen Frau, der Gemeindegemeinschaft Magdalena Kakuweit, oder dann in der Erzählung „Taube aus Papier“, der Geschichte der zweiundzwanzigjährigen Schauspielschülerin Sabine S., ihrem tragischen Tod und ihrer an uns gerichteten Anfrage, die unverändert bestürzend aktuell geblieben ist, auch in völlig gewandelten Verhältnissen: „Ohne Träume stirbt der Mensch“.

Der Schriftsteller Armin Müller ist in seinem dichterischen Prozeß diesem Anliegen - wie ein Kritiker einmal sagte - bis heute verpflichtet: „Vom Punktuellen zum Durchkomponierten, von Extensität zu Intensität, von Pathos zu Psychologie, von Deklamation zu Dialektik und von der Heroisierung der Epoche zu deren Historisierung" zu gelangen. Damit war mehr verbunden, als sich nur als Autor zu äußern, in einer Prosa, die „eindringlich auf's Innerste des Menschen zielt."

In besonderer Weise sind es auch die Künstlerfiguren, die in Armin Müllers Werk in oft lebensbedrohende Konfliktsituationen verstrickt sind - in „Meine verschiedenen Leben" etwa jener Kunstfotograf, der - in der Ich-Form sich äußernd - kurz vor dem Absturz steht, oder der Maler Ramboll im „Magdalenenbaum", der einem sterilen Kunstbetrieb entflieht und auf dem Lande die Erkenntnis gewinnt, „bei den Kindern wiedergefunden" zu haben, „was ich verloren hatte, etwas, woran ich nicht mehr glaubte: Ich spürte, daß man die wichtigen Dinge im Leben nicht tut, weil man etwas dafür kriegt, sondern weil sie einem Spaß machen."

Sicherlich: Jener Maler Ramboll trägt durchaus autobiographische Züge- und zwar in jenem ganz entscheidenden Punkt, als die Gemeindeschwester seine Bilder betrachtet und der Autor uns ihre Sehweise zu vermitteln versucht. Es ist jenes Land, das oft angesiedelt ist in einer schon verwehten, traumhaften Feme - ausstrahlt durch eine makabre Blechdosengesellschaft, die nicht weiß, woher sie gekommen ist und auch gar keine Richtung mehr kennt: einfach „wirtschaftet" und breitmacht.

Wir lernten den Schriftsteller Armin Müller als Maler kennen. „Das Malen", so sagte er einmal, „ist für mich die Fortsetzung des Schreibens, fast möchte ich sagen: es ist die angenehmere Form der Äußerung. Ein Gefühl der Leichtigkeit stellt sich ein, losgelöst von den harten Konturen der Wirklichkeit. Insofern ist das Malen auch so etwas wie die Flucht zu mir selber. Ich male mir meine Welt." Diese haben wir in zahlreichen Ausstellungen kennengelernt. Und vor allem durch das schöne Buch „Auf weißen Pferden", das in mehreren Auflagen im Greifenverlag erschienen ist. Zu diesen Bildern des „malenden Poeten" erklärte die amerikanische Literaturzeitschrift „World Literature Today", daß in ihnen - und auch den „gegenüberstehenden" Gedichten - „ein ganzes Signalsystem schwebender Sorgen und gebändigter Verzweiflungen" lebe, „und das ist mehr und beredter als das, was beim ersten Hinschauen gesehen werden könnte".

Zum 65. Geburtstag des Schriftstellers Armin Müller erscheint ein neuer Text-Bild-Band, die wohl schönste Veröffentlichung, die in der langen Reihe seiner Bücher zu fesseln vermag. Der Titel des Werkes ist der Bezeichnung eines Bildes entnommen: „Vorbeiflug des goldenen Fisches". Das Buch enthält eine repräsentative Auswahl seiner Bilderwelt - von 1977 bis 1993. Eine „gute Nachricht", eine „frohe Botschaft" an uns, Einladungen, zu uns selber zu kommen - und damit ein Stück Menschlichkeit zu bewahren; ein wenig Licht zu verbreiten in einer Welt wachsender Gefahren und ätzender Verwundungen, die tödlich sein können. Dagegen kann Armin Müllers Werk als eine Art „therapeutisches Mittel" gesetzt werden, damit wir wieder das Staunen lernen und vielleicht - wie jene Magdalena Jakuweit - flüstern: „Ist das aber schön."

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft I/ 11 Juni 1993,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>